

1 Drei Beispiele

Ich beginne – die Vorrede folgt später – sofort mit drei Beispielen. Das erste Beispiel verdanke ich einem befreundeten Analytiker. Es ist die Beschreibung, die er mir von dem Beginn seiner Therapiesitzungen gegeben hat. Genauer: Er hat mir beschrieben, wie er seine Klienten und Klientinnen empfängt.

Der Empfang

Es schellt. Ein Klient kommt. Er öffnet die Wohnungstür und begrüßt den Klienten. Namentlich spricht er ihn dabei nicht an. Im Treppenhaus könnten Nachbarn sein und den Namen aufschnappen. Er lässt den Klienten in den kleinen Flur seiner Wohnung eintreten. Je nachdem wartet er, bis dieser an der Garderobe Jacke oder Mantel abgelegt hat. Dann öffnet er die Tür zu seinem Arbeitszimmer. Der Klient tritt ein, er selbst folgt und schließt die Tür. Gesprochen wird dabei nicht. Der Klient nimmt seinen Platz ein, der ihm in der ersten Sitzung zugewiesen worden war. Daraufhin setzt sich auch der Therapeut.

Das sei ein festes Ritual, erläutert er. Eine Abweichung davon durch den Klienten würde er sich sofort verbitten. „Ich bin es, der die Tür öffnet; ich bin es, der hereinlässt. Der Klient kommt zu mir und nicht ich zu ihm.“ „In der Therapie“, sagt er schließlich, „geschieht so viel zwischen dem Klienten und mir. Da muss er wissen, von Anfang an: Wir sind nicht befreundet und werden es nie sein.“

Der erste Eindruck

Szenenwechsel: „Der erste Eindruck, den die Studierenden von Ihnen gewinnen“, sagt Adi Winteler, Leiter des hochschuldidaktischen Zentrums München, „ist Ihre äußere Erscheinung.“¹ In den meisten Fakultäten gebe es keine, auch keine unausgesprochene Kleiderordnung mehr. Nichtsdestoweniger würden Studierende darauf achten, wie die Dozenten und Dozentinnen gekleidet seien, und eine allzu saloppe Kleidung würde zwei Botschaften transportieren. Zum einen: *Ich bin ja gar nicht so weit entfernt von euch.* Zum anderen aber: *Wie ich vor euch erscheine, ist mir egal;* und er fährt fort: „Der zweite Punkt ist der kritische, denn er hat etwas mit der Wertschätzung der Studierenden zu tun, die vor Ihnen sitzen.“

¹ Adi Winteler, *Professionell lehren und lernen*, Darmstadt 2004, 91f.

Die Rettungstat

Drittes und letztes Beispiel: Dr. Gertrud Luckner, geboren im Jahr 1900 in Liverpool, gestorben 1995 in Freiburg im Breisgau.² Von Beruf war Gertrud Luckner Volkswirtschaftlerin, gearbeitet hat sie viele Jahre in der Zentrale des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg. Sie war Konvertitin, sie war Pazifistin, sie war treibende Kraft des christlich-jüdischen Dialogs, und sie war eine „Gerechte unter den Völkern“. Mit diesem Titel hat der Staat Israel sie geehrt für ihren Einsatz für jüdische Menschen zwischen 1933 und 1943.

Was hat sie getan? Zunächst einmal nichts anderes als zuvor. Sie hielt die Verbindung mit ihren jüdischen Bekannten aufrecht; und als diese den Stern tragen mussten, begleitete sie diese außer Haus. Es sei eine Hilfe gewesen „von Person zu Person“, sagte sie später.³ Von Person zu Person hat sie dann sukzessive ein weites Netz materieller Unterstützung aufgebaut und war bei der Flucht jüdischer Menschen aus Deutschland behilflich – bis sie 1943 verhaftet und ins Konzentrationslager Ravensbrück verbracht wurde.

Sie selbst sagte von sich: „[I]ch finde, dass ich gar nichts Besonderes gemacht habe.“ „Man hilft, wo man helfen kann.“ „Kein anderer hatte die Kontakte, ich musste meine Pflicht tun.“⁴

Dreimal ein Beginn. Die kleine Überlegung über das Beginnen, die ich Ihnen vorlegen möchte, nimmt ihren Ausgang von diesen drei Beispielen in ihrer Unterschiedlichkeit. Im ersten Beispiel: ein fest umrissener, klar strukturierter Anfang. Im zweiten wird das Beginnen fraglich und prekär, aber es ist etwas durchaus Nebensächliches, an dem sich das zeigt. Und im dritten Beispiel: Ja, wo war da eigentlich der Beginn?

2 Sinnggebung – oder: „Wie es beginnt, damit etwas beginnt“

Menschliche Praxis und also auch pastorale und religionspädagogische Praxis setzt sich zusammen aus vielen einzelnen Handlungen und Interaktionen, die irgendwann und irgendwo ihren Anfang nehmen, die beginnen bzw. begonnen werden. Das mag trivial sein, banal ist es nicht. Das Beispiel des Analytikers zeigt es. Denn es beginnt zwar nicht immer derart kontrolliert und reflektiert wie in diesem Fall. Doch was in der formellen und ritualisierten Weise, wie der Therapeut seine Klientinnen und Klienten empfängt, passiert, das geschieht auch woanders; und an dem, was da

² Vgl. Hans-Josef Wollasch, Gertrud Luckner (1900–1995), in: Jürgen Aretz / Rudolf Morsey / Anton Rauscher (Hgg.), Zeitgeschichte in Lebensbildern IX, Münster 1999, 261–275, Jana Leichsenring, Art. Luckner, Gertrud, in: BBKL XXIII (2004), 928–933 = http://www.bautz.de/bbkl/l/luckner_g.shtml (29.7.2005).

³ Vgl. das Selbstzeugnis Luckners auf den Seiten des Simon Wiesenthal Centers: <http://motlc.learningcenter.wiesenthal.org/text/x00/xm0075.html> (29.7.2005).

⁴ Zit. n. http://www.denktag.de/denktag2002/denktag2002/34_GertrudLuckner/ (29.7.2005).

geschieht, entscheidet sich, ob etwas beginnt, was dann beginnt und auch wie es weiter geht.

Abhebung

Im Beispiel des Analytikers sind es einige wenige Gesten, die darüber entscheiden. Zunächst: kein Smalltalk! Während der Minute vielleicht im Flur und bei den wenigen Schritten ins Arbeitszimmer wird nicht gesprochen. Keine Floskeln über das Wetter und erst recht keine Bemerkungen zum neuen Haarschnitt. Und dann dieses Spiel mit der Tür: Der Therapeut öffnet sie, lässt den Vortritt und schließt sie hinter sich.

Kleine Gesten, aber sie definieren die Situation. Sie sagen: Dies ist keine nette Verabredung sondern eine *Therapiesitzung*; und gesprochen wird *in* der Sitzung, denn der Sinn dieser Zusammenkunft ist das *therapeutische* Gespräch; und weil vom Klienten darin alles, aber auch alles zur Sprache gebracht werden darf, setzt der Therapeut einen Rahmen, schließt er diesen auch gefährlichen Vorgang ein in den Raum der *Therapie*. Kurz: Therapie ist der *Sinn* dieser Zusammenkunft. Das strenge Ritual des Empfangs hebt die Interaktion von anderen ab, lässt sie anheben, indem es ihr eine Ausrichtung verleiht, einen Sinn gibt; und ohne eine derartige Abhebung beginnt nichts.

Ein Beginn muss nicht so klar und fest strukturiert sein wie im angeführten Beispiel – wenn wir auch in vielen Anfangssituationen, nicht nur in der Liturgie, vergleichbare Eröffnungsrituale finden. Oft bleibt der Sinn anders als beim analytischen Setting zunächst in einer gewissen Schwebelage und sind spätere Korrekturen und Veränderungen nicht derart ausgeschlossen. Sonst könnte nichts wirklich Neues beginnen. Nicht selten ist zudem die Ausrichtung, die ein Gespräch oder ein Zusammenwirken erhalten, erst das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses zwischen den Beteiligten. Das ist zum Beispiel am Beginn von Telefongesprächen der Fall. Durch eine Sequenz von Fragen und Antworten tasten wir ab, bin ich mit der richtigen Person verbunden bzw. wer ruft mich da an, kann ich mein Anliegen anbringen oder was will mein Gegenüber usw.⁵ Trotzdem, was in der Weise, wie der Therapeut seine Klientinnen und Klienten empfängt, passiert, das geschieht auch woanders, nämlich Sinngebung.

Sinn meint hier allerdings nicht jenen Sinn, von dem im gehobenen Ton gesprochen wird, weil er unserem Tun und Lassen einen irgendwie verlässlichen Grund oder einen sog. „tieferen Sinn“ verleiht. Sinn meint zunächst nur die Weise, wie etwas gesehen und gemeint, wie es genommen und behandelt wird. Insofern heißt Sinngebung *erstens*: Indem ein Handeln bzw. ein Handlungskomplex einen bestimmten Sinn erhält, entsteht er überhaupt erst als *dieser* Handlungskomplex. Diese Sinngebung ist aber *zweitens* wirklich eine Sinngebung. Der Sinn, der den Handlungs-

⁵ Vgl. Rainer Rath, Über das A und O des Telefonierens, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 25 (1995), H. 99, 9–35.

zusammenhang stiftet, wird selbst handelnd gestiftet, und zwar *drittens*, indem das eine zugelassen und das andere ausgeschlossen wird.

Auch in der Therapie ist nicht schlechthin alles möglich. Die berühmte Abstinenzregel, die das Ausagieren der Übertragungsliebe verbietet, lässt *als* Gespräch alles, doch nicht alles *im* Gespräch zu. So bekommt der kleine Flur in der Wohnung des Therapeuten gleichsam den Charakter einer Schleuse. Das Empfangsritual ist ein Filter, eine Membran, die nur Bestimmtes hindurchlässt.

Tragweite

Damit fördert das kleine Beispiel aber nicht nur zutage, was in Anfangssituationen passiert, sondern auch welche Tragweite sie haben bzw. welche eminente Bedeutung ihnen in der Praxis zukommt. Natürlich wird nicht immer und überall dasselbe ausgefiltert. Gleichwohl wird in Anfangssituationen gefiltert, und stets kann dabei zu viel draußen gehalten und zu wenig einbezogen oder umgekehrt zu wenig ausgeschlossen und zu viel zugelassen werden.

Wird zu viel, und d. h. immer wieder auch: werden zu viele ausgeschlossen, dann mag z. B. die Beratung in dem kleinen Kreis, der zusammengerufen wurde, rasch vonstatten gehen und schnell zu einem Ergebnis kommen. Aber das Ergebnis ist dann unter Umständen auch von geringer Lösungskraft und kurzer Lebensdauer. Der kleine Kreis hat zu wenige Aspekte berücksichtigt. Er hat nicht um die Situationen der Betroffenen gewusst. Er hat zumal zu viele *nicht* repräsentiert, an deren Zustimmung die effektive Umsetzung der Beschlüsse hängt.

Wird umgekehrt zu wenig ausgeschlossen, dann droht der Handlungszusammenhang über kurz oder lang zu kollabieren, das Arbeiten bleibt ineffektiv, oder das Unternehmen kommt erst gar nicht wirklich in Gang. – Beispiel: Wo alle Verhaltensweisen des Pausenhofes im Klassenzimmer zulässig wären, könnte der Unterricht noch nicht einmal wirklich anfangen.

In Lernsituationen kommt der Gestaltung des Anfangs überhaupt eine hohe Bedeutung zu. Der Schultag ist zu beginnen, die thematische Unterrichtseinheit ist zu beginnen, jede einzelne Schulstunde ist zu beginnen; und stets stellt sich die Frage, wie das eine einbezogen und das andere herausgehalten werden kann. So haben Unterrichtseinstiege denn auch die Funktion, Schülerinnen und Schüler in die Lage zu versetzen, sich lösen zu können von dem, was dem Unterricht voraus liegt: emotionale Blockaden, motorische Unruhe, vorurteilshafte Sichtweisen. Unterrichtseinstiege haben freilich nicht minder die Aufgabe, Entscheidendes in die Situation hineinzuholen. Denn knüpfte der Unterricht nicht am Vorwissen an, käme ein Lernprozess nicht zustande. Würden die vorhande-

nen Erfahrungen der Schülerinnen und Schülern nicht ernst genommen, sie könnten keine eigene Fragehaltung aufbauen.⁶

Weil aber Praxisfelder einen Zeitraum darstellen, in den immer mehr hindrängt, als darin Zeit und Platz findet, ist der Beginn stets auch strittig und konfliktiv.

3 Andrang der Erwartungen – oder: „Dass du mich segnest“

Der Rat des Hochschuldidaktikers war, die äußere Erscheinung, die Frage der Kleidung nicht zu unterschätzen. Ein höchstwahrscheinlich strittiges Beispiel! Ein Beispiel, zu dem ganz unterschiedliche Meinungen bestehen werden – aufgrund unterschiedlicher Erfahrungen, da hier die Bewertungen auseinander gehen, und weil es Geschmackssache ist. Was ist eine allzu „saloppe“ Kleidung? Was ist die passende oder unpassende Kleidung für eine Lehrveranstaltung oder am Krankenbett und beim Kondolenzbesuch? Und welche Bedeutung kommt Kleidung überhaupt zu?

Doch das Beispiel kann gar nicht strittig (und gar nicht nebensächlich) genug sein, um eines zu zeigen: In Anfangssituationen treffen unterschiedliche Einschätzungen und Einstellungen, unterschiedliche Interessen und Bedürfnisse aufeinander; und sie treffen aufeinander in der Form von Erwartungen aneinander.

Ambivalenz

So vielfältig die Anfänge sind: Nicht alles beginnt mit einer Papstkrönungsmesse. Der erste Arbeitstag einer frisch examinierten Hebamme an ihrer ersten Stelle sieht anders aus. Doch ob Berufsbeginn oder Studienbeginn, ob Einschulung oder Renteneintritt: Anfangssituationen sind Schwellensituationen, und „die Schwelle ist der Platz der Erwartung“.⁷

Deshalb ist auch – nach dem wohl bekanntesten deutschen Sprichwort zum Beginnen – aller Anfang schwer. Warum? Gewiss, weil so vieles unbekannt und unvertraut ist. Es fehlt die Gewöhnung und deshalb die Sicherheit, die damit einhergeht. Andererseits, wo sich dieser oder jener Raum in Universität und Fakultät befindet, ist schnell herausgefunden. Neben jeder Tür ist ein Schild; und darauf steht die Raumnummer und steht je nachdem der Name der Person, die ich dort antreffe. Aber was mich dort *erwartet*, das weiß ich zunächst nicht, und zumal was die Personen, die ich dort antreffe, von *mir* erwarten, das steht ihnen nicht auf der Stirn geschrieben; und das beunruhigt und beängstigt.

⁶ Vgl. Johannes Greving / Liane Paradies, Unterrichts-Einstiege. Ein Studien- und Praxisbuch, Berlin 1996.

⁷ Johann Wolfgang von Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre, VII. Buch, 9. Kapitel (Lehrbrief).

Zwar sind wir nie ohne jegliche Orientierung. Völlig hilflos sind wir im Normalfall nicht. Wir besitzen ein Repertoire von teils allgemeinen Verhaltensmustern, teils persönlich ausgebildeten Verfahrensweisen, auf fremde Personen zuzugehen oder ein Gespräch, dessen Charakter und Ziel unklar ist, zu beginnen. Doch die Annahmen und Voraussetzungen, die solche Handlungsmuster beinhalten, stellen nicht weniger Erwartungen dar, die in die Situation eingehen. Auch dafür ist die Überlegung des Hochschuldidaktikers ein Beispiel: Ich hege immer auch Mutmaßungen über das, was andere von mir erwarten. Ja, ich stelle sogar Vermutungen darüber an, was andere erwarten, dass ich erwarte usw. usf. So wird es heikel.⁸

Eine Funktion von Professionalität, ob in der Pastoral oder in Bildung und Erziehung, ist deshalb, die Unwägbarkeit durch methodische Vorgehensweise zu verringern. Die simpelste, auch fundamentale Weise ist, Erwartungen abzuklären. Mutmaßungen durch Maßnahmen der Aufklärung und Vereinbarung zu ersetzen. Hierzu gehören z. B. Leitbildprozesse. Leitbildprozesse von Einrichtungen, Verbänden oder Gemeinden bearbeiten dieses Problem, indem sie Erwartungen nach innen und außen transparent machen. Leitbildprozesse können so auch – wenn sie nicht mit Werbe- oder Disziplinierungsmaßnahmen verwechselt werden – Überforderungen abbauen.

Doch das Abklären von Erwartungen hat seine Grenzen und Ränder. Denn würden zu Beginn die Möglichkeiten gefiltert und normalisiert bis zur Langeweile, ja bekämen wir überhaupt die Erwartungen jemals in den Griff – zusammen mit den Unsicherheiten und Ängsten ginge auch das Erwarten verloren. Das Nicht-Wissen austreibend, würden wir uns auch dessen berauben, was Beginnen schön sein lässt: dass noch etwas zu erwarten ist, etwas aussteht.

Veränderung

Der Beginn als Schwellensituation und Platz der Erwartung lässt sich nicht auf einen Begriff bringen. Er ist überdeterminiert. Er ist „Metapher“, Übergang, ein Übergang, der mir zugefügt wird und sich an mir vollzieht, und er braucht Metaphern. Deshalb möchte ich an eine alttestamentliche Erzählung erinnern, die den Beginn so ins Bild bringt, dass die Spannungen gerade nicht verharmlost und aufgelöst werden.

Die Erzählung nach allen Regeln exegetischer Kunst auszulegen, ist mir natürlich weder hier noch überhaupt möglich. Aber – unterstützt und unterrichtet von der Exegese⁹ – wird die Praktische Theologie es andererseits auch nicht unterlassen können und dürfen, sich die eigenen Ge-

⁸ Vgl. Ronald D. Laing, Knoten, Reinbek 1980.

⁹ Vgl. Horst Dietrich Preuß, Exegetische Anmerkungen zu Genesis 32, 23–33, in: Herbert Falken, Jakobskampf, Erlangen 1987, 25–30.

genstände vom biblischen Zeugnis deuten zu lassen, und zwar hier durch die Erzählung vom Kampf Jakobs am Jabbok im 32. Kapitel des Buches Genesis:

Nach langer Zeit in der Fremde kehrt Jakob wieder heim. Alle Brücken zurück sind abgerissen. Doch vor sich hat er seinen Bruder Esau, den er einst betrogen, dem er zum Preis eines Linsengerichtes das Erstgeburtsrecht abgeluchst hatte. Nun kommt er als reicher Mann zurück, mit Frauen, Kindern und mächtigen Viehherden – und hat Angst. Er trifft Vorsichtsmaßnahmen. Er schickt eine Gesandtschaft vor sich her, die Esau mit Geschenken friedlich stimmen soll. Er teilt seine Leute und seine Herden auf, damit, wenn Esau sich doch rächen will und wenn er über den einen Teil herfällt und ihn niedermacht, der andere entkommen kann. Jakob ruft zu Gott und erinnert diesen an seine Segensverheißung. Schließlich lässt er seine Familie den Jabbok, den Fluss, der ihn noch von Esau trennt, überqueren, bleibt aber selbst zurück – und es ist Nacht.

„Als nur noch er allein zurückgeblieben war, rang mit ihm ein Mann, bis die Morgenröte aufstieg. Als der Mann sah, daß er ihm nicht beikommen konnte, schlug er ihn aufs Hüftgelenk. Jakobs Hüftgelenk renkte sich aus, als er mit ihm rang. Der Mann sagte: Laß mich los; denn die Morgenröte ist aufgestiegen. Jakob aber entgegnete: Ich lasse dich nicht los, wenn du mich nicht segnest. Jener fragte: Wie heißt du? – Jakob, antwortete er. Da sprach der Mann: Nicht mehr Jakob wird man dich nennen, sondern Israel (Gottesstreiter); denn mit Gott und Menschen hast du gestritten und hast gewonnen. Nun fragte Jakob: Nenne mir doch deinen Namen! – Jener entgegnete: Was fragst du mich nach meinem Namen? Dann segnete er ihn dort.“ (Gen 32,25–30)

Die Situation des Beginns ist bedrohlich, und auch hier ist es die bange Erwartung, wie der andere, Esau, sich ihm, Jakob, gegenüber verhalten wird, die Angst einflößt. Es kommt zu einer Auseinandersetzung, jedoch nicht mit Esau, sondern mit einem Fremden. Jakob verliert den Kampf nicht, kann jedoch seinen Gegner ebenso wenig überwinden. Will ihn aber auch nicht lassen. Denn er will den Segen.

Was die Schwellensituation auszeichnet, was ihr ein so großes existenzielles Gewicht gibt und was denn auch zu einem derart verbissenen Ringen auf der Schwelle führen kann, ist ja vielleicht dieser Wunsch, gesegnet zu werden: Sag, dass es gut ist und gut wird. Doch die Erzählung der Genesis verwehrt die glatte Auflösung: Selbst wo diese Erwartung erfüllt wird, wird sie anders erfüllt. Als ein Anderer, als er gewesen ist, hinkt Jakob in die Zukunft.¹⁰

¹⁰ Vgl. Richard Riess, *Im Schatten jener Nacht*, a.a.O., 31–39.

4 Ermöglichte Möglichkeit – oder: „Damit anders gehandelt wird“

Gertrud Luckners Einsatz für jüdische Menschen in der Zeit der Verfolgung hier als Beispiel anzuführen, habe ich lange gezögert. Denn die Gefahr, so einem kleinen Gedanken Gewicht und Dignität verleihen zu wollen, ist gegeben. Trotzdem, um welchen anderen Beginn sollte es Pastoraltheologie und Religionspädagogik denn gehen als um den Beginn eines Handelns, das Leben fördert und schützt und rettet – heute!?! Deshalb ist zu fragen, wie denn ein solches Handeln beginnt und wie solcher Beginn zumindest ermöglicht werden kann.

Genau dazu legt Gertrud Luckner allerdings eine Spur, und zwar in ihren spärlichen, lakonischen Selbstaussagen: „[I]ch finde, dass ich gar nichts Besonderes gemacht habe.“ „Kein anderer hatte die Kontakte, ich musste meine Pflicht tun.“ „Man hilft, wo man helfen kann.“ Mit diesen Äußerungen legt Gertrud Luckner eine Spur. Denn sie sind nicht das, als was sie erscheinen könnten: Bescheidenheitsfloskeln; und so sehr sie mit solchen Bemerkungen versucht haben mag, ihre Verdienste herunterspielen, darin erschöpft es sich nicht.

Widerstand

„Man hilft, wo man helfen kann.“ Das ist keine Platitüde, sondern Widerspruch. Das ist fortgesetzter Widerstand. Es ist ihr nach 1945 fortgesetzter Widerstand.

Gertrud Luckner widersetzt sich damit nämlich der Einschätzung, dass ihr Handeln außergewöhnlich gewesen sei. Sie muss sich gegen Belobigung wehren. So lange sie sich nämlich zum glücklichen Sonderfall bzw. zur moralischen Ausnahmeerscheinung stilisieren lässt, wird in der Rückschau nochmals legitimiert, dass so wenige gehandelt haben, wie sie, Gertrud Luckner, gehandelt hat. Das Wort: „Man hilft, wo man helfen kann“, ist weder leere Floskel noch Beschwichtigung, sondern die Beschreibung, wie ein außergewöhnlich erscheinendes Handeln begonnen hat, nämlich indem es nicht außergewöhnlich war, sondern selbstverständlich, alternativlos – für sie, Gertrud Luckner. Denn: „Man hilft, wo man helfen kann.“

So lange es außergewöhnlich ist, jemandem beizustehen, wenn es Nachteile eintragen kann, so lange ist es auch unwahrscheinlich. Ein ethischer bzw. moraltheologischer Diskurs wird sich mit dieser Formel nicht begnügen können, dem praktisch-theologischen aber gibt sie die entscheidende Vorzeichnung der Fragestellung, die da lautet: Wie kann solidarischem Handeln das Außergewöhnliche und Unwahrscheinliche genommen werden?

Gertrud Luckners Antwort darauf lautet: durch Kontakt. „Kein anderer hatte die Kontakte ...“ Es ist der Kontakt, der zugleich ermöglicht und

verpflichtet. Es waren die Kontakte, die schon bestanden, es war die vor 1933 gewachsene Verbundenheit, die aus wirklicher Kenntnis, aus freundschaftlichem Umgang und aus der Erfahrung der Bereicherung resultierte, die Gertrud Luckner 1933 so in Pflicht nahm, dass es für sie keine Alternative gab.

Damit sind natürlich nicht schon alle Fragen beseitigt, ja, hier fängt das Geschäft von Pastoraltheologie und Religionspädagogik recht eigentlich erst an. Compassion-Projekt, Beziehungsdidaktik, Diakonisierung der Gemeinde und Gemeindewerdung der Diakonie – das sind Stichworte für die Aufgaben, die sich hier stellen. Es sind auch noch nicht alle nötigen Gesichtspunkte benannt. Denn die Dimensionen des Institutionellen und des Rechts sind ebenfalls Wege, dem solidarischen Handeln das Außergewöhnliche zu nehmen.

Geheimnis

Eines aber werden wir vom Beispiel Luckners in alle praktisch-theologischen Unternehmungen hinein mitnehmen können und müssen: Der Beginn liegt immer auch schon zurück. In unserem vielfältigen Beginnen holen wir stets auch ein, was *wir* schon begonnen haben, holt aber auch *uns* ein, was schon begonnen hat.

Gertrud Luckner stellt mit ihren Äußerungen keine Ausnahme dar. In den Selbstzeugnissen von Menschen, die Andere nicht im Stich gelassen, sondern gerettet, oder sie nicht klein gehalten sondern gefördert haben, ist nicht selten eine derartige Beteuerung zu finden: Sie hätten gar nicht anders handeln können. Dieses Nicht-anders-handeln-Können, diese Passivität, die hier auftaucht, bedeutet natürlich keinen Zwang im landläufigen Sinne. Es besagt zunächst einmal nur: Das, was geschehen ist, kann nicht restlos auf im Einzelnen registrierbare Entscheidungen zurückgeführt werden. Aber es ist andererseits nicht allein die Unmöglichkeit, selbst einen einzigen Lebenslauf bis in alle Winkel und Winkelzüge seiner Geschichte zu durchleuchten, auf die wir hier stoßen.

„Man hilft, wo man helfen kann!“ Die Wahrheit dieses Satzes liegt auch darin, dass er dem allerpersönlichsten Einsatz eine gewisse Anonymität zurückerstattet, weil vielleicht nicht anders zum Ausdruck gebracht werden kann: Der Beginn der Tat, und zwar wirklich der Tat dieses Menschen Gertrud Luckner liegt nicht nur faktisch im Dunkeln. Der Beginn ist entzogen und bleibt entzogen, weil er sich entzieht – anders gesagt: weil er Geheimnis ist. Und zumindest im Sinne einer Grenz Betrachtung muss Praktische Theologie bis hierhin vorgehen, damit sie weiß, wovon sie spricht.

5 Nachgetragene Vorrede

Ich hatte gesagt: Die Vorrede kommt später. So kommt sie denn jetzt – zum Schluss.

In der Antrittsvorlesung über das Beginnen zu sprechen, ist gewagt. Schließlich bedeutet, heute über das Beginnen zu sprechen, über das reden, was ich gerade unternehme. Aber eben deshalb ist das Beginnen zumindest ein gutes Thema, zumindest für einen Praktischen Theologen. Denn Praktische Theologie hat mit etwas zu tun, womit wir bereits befasst sind und was wir auf die eine oder andere Weise auch schon befragen. Worin denn auch ihre besondere Schwierigkeit liegt! Sie konfrontiert mit dem, was uns nicht deshalb fremd ist, weil wir es überhaupt noch nicht kennen, sondern was fremd und schwer zugänglich ist, gerade weil es uns nahe liegt wie das Beginnen.

Über das Beginnen zu sprechen heißt, über das reden, was ich gerade unternehme, ja schon unternommen habe: in Lehrveranstaltungen und jetzt auch in diesem Vortrag; und das ist gewagt. Begonnen habend, tritt meine Überlegung nämlich auch in einen kritischen Bezug zur eigenen Praxis. Aber auch deshalb ist bzw. war das Beginnen ein gutes Thema für heute. Denn die Praktische Theologie – ob als Pastoraltheologie oder als Religionspädagogik – ist ein selbstkritisches Unternehmen. Sie hat ihren Ursprung in der Selbstkritik von Handelnden, und sie betreibt einen Diskurs im Hinblick auf Handeln, ohne sich dabei jemals selbst von der Kritik ausnehmen zu können.

Wo Praktische Theologie zu Ergebnissen kommt, da kommt sie nicht an ein Ende sondern an einen Wendepunkt, beginnt sie von vorn. Nur dieser Vortrag, der ist jetzt zu Ende.